

## Was mir die Germanistik in Bratislava gegeben hat

Peter Zajac

An der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität Bratislava habe ich Slowakistik als Hauptfach und Germanistik als Nebenfach studiert. In der Praxis bedeutete dies, dass mein Diplomstudiengang Slowakistik war. Ich schrieb meine Diplomarbeit mit dem Titel *Zeitgenössische slowakische Prosa* und zu meiner Überraschung veröffentlichte mein Betreuer Ján Števíček sie 1970 in Fortsetzungen in der Zeitschrift *Slovenské pohľady* [*Slowakische Ansichten*], deren Leiter er damals war. Damit könnte ich eigentlich den Bericht über mein Germanistikstudium beenden, könnte vielleicht versuchen, irgendwo mein Studienbuch mit einer Liste von Fächern, Lehrern und Ergebnissen zu finden, aber es nützt wenig. Was mir Spaß gemacht hat, habe ich ohne Probleme abgeschlossen, was mir nicht gefallen hat, habe ich mittelmäßig abgeschlossen. Vielmehr denke ich heute darüber nach, wie der Zufall, der mich zur Germanistik brachte, mein ganzes weiteres Leben beeinflusst hat.

Der Jahrgang 1946 war der letzte, der die achte Klasse beendete und zwischen einer elfjährigen Schulausbildung oder dem Besuch der neunten Klasse der Grundschule und damit einer zwölfjährigen Schulausbildung wählen konnte. Wir haben uns für die elfjährige entschieden und als 17-jährige das Abitur abgelegt. Wir hatten das Gefühl, dass wir ein Jahr unseres Lebens gespart hatten. Heute halte ich es für fatal, sich mit siebzehn Jahren für einen Lebensweg zu entscheiden, aber damals wollten wir alles beschleunigen.

Seit meinem fünfzehnten Lebensjahr stand für mich fest, dass ich slowakische Literatur studieren wollte. Meine Eltern waren damit nicht sehr zufrieden, mein Vater hat nach allen möglichen Wechselfällen des Lebens im Alter von dreißig Jahren das Studium der theoretischen Physik abgeschlossen, nach weiteren fünfzehn Jahren kam er an die Naturwissenschaftliche Fakultät an den Lehrstuhl für theoretische Physik, zusammen mit Ján Pišút schrieb er ein Lehrbuch der Geschichte der Physik für Mittelschulen. Er war glücklich. Meine Mutter war Gynäkologin, habilitierte sich mit einer Arbeit über die Frühdiagnose von Gebärmutterhalskrebs und wollte in der Slowakei Früherkennungszentren einrichten. Ich weiß das, weil mein Vater ihr mit Statistik geholfen hat und wir Tabellen gezeichnet haben. Sie stellte fest, dass bei frühzeitiger Diagnose und Behandlung die Hoffnung auf Genesung groß wäre. Meine Eltern hatten keinen Sinn für meine literaturwissenschaftliche Ausrichtung, aber meine Mutter kaufte mir zu Weihnachten in einem Antiquariat ein Kompendium der russischen Formalschule von Mikuláš Bakoš und traf damit genau ins Schwarze, ebenso wie meine Tante Lívia Ivaničová, die Methodikerin in der Slowakistik war und mir die *Kapitoly z české poetiky* [*Kapitel aus der tschechischen Poetik*] von Mukařovský aus ihrer Hausbibliothek auslieh. Das war das Fundament meiner literaturwissenschaftlichen Bibliothek.

Nach dem August 1968 gaben meine Mutter und mein Vater ihre Parteibücher zurück, woraufhin der Rektor meinem Vater sagte, er habe „dem Genossen Husák das Parteibuch vor die Füße geschmissen“ und meine Mutter musste die Klinik verlassen. Ihr Bruder und unser Onkel, der pathologische Anatom Igor Kutlík, wurde nach dem Jahr 1968 – als Nicht-Parteimitglied – aus der Klinik für pathologische Anatomie in Košice mit der Begründung entlassen, er sei ein Professor deutschen Typs, und das war keineswegs positiv gemeint. Auch auf solch paradoxe Weise kam ich mit der Germanistik in Berührung. Er bekam eine Stelle in einem kleinen Chemielabor des Pinel-Krankenhauses in Pezinok und kehrte nach Hause, also in die Westslowakei, in die Kleinen Karpaten, zurück. Sowohl meine Mutter als auch mein Onkel Igor erbten den widerständischen Charakter in der Familie vom alten Herren Samuel Štefanovič, wie Miloš Jiránek ihn nach einem Besuch im Jahr 1903 nannte, als sich der alte Štefanovič über die schlechten

militärischen Fähigkeiten von Ľudovít Štúr beschwerte. Dieser Charakter wurde von Generation zu Generation weitergegeben.

An der Mittelschule lernte ich Englisch, wollte es an der Universität als Nebenfach neben der Slowakistik studieren. Ich mochte englische und amerikanische Literatur, las Hemingway, Fitzgerald, Faulkner, Dos Passos, die Zeitschrift *Světová literatura* [Weltliteratur] und die Beatniks darin, und erwarb später die lichtblaue dreibändige tschechische Ausgabe des *Ulysses* von James Joyce. Einfach, eine Rose war eine Rose war eine Rose. Aber man sagte uns, dass die Anglistik in jenem Jahr an der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität nicht eröffnet werden würde (was dann doch geschah), und als ich mich zwischen Geschichte als Hauptfach und Slowakistik als Nebenfach oder Slowakistik als Hauptfach mit Germanistik als Nebenfach entscheiden musste, entschied ich mich für Germanistik. Wie es der Zufall wollte, wurde das Nebenfach schließlich paradoxerweise zu meinem Lebensinhalt. Immerhin war die deutsche Literatur genauso interessant wie die englische und amerikanische, Heinrich von Kleist hat mich fasziniert, Thomas Mann habe ich gelesen, Grass' *Blechtrommel* war mir damals noch fremd, und die deutschen Dichter gingen damals an mir vorbei. Trakl, Benn, Brecht, Celan, Huchel, Eich kamen erst später. Sie waren nicht die Lieblingsautoren von Tante Tonka Šefránková, die uns Heine gelehrt hat, und auch nicht die von Elemír Terray und Viliam Schwarz, aber ich hatte mich für Germanistik entschieden, und ich hatte Glück, dass ich dafür angenommen wurde. Ich las gern Literatur und konnte über sie sprechen, das hat man mir wohl angemerkt. Ich wusste damals nur noch nicht, dass ich wissenschaftlich im Grunde ein Komparatist bin.

An der Philosophischen Fakultät markierten die Jahre 1963–1968 eine Übergangszeit zwischen marxistischer und normaler Philologie. Es war ein ziemliches Durcheinander, aber wir haben es überlebt. Mit Professor Terray waren wir hocheifrig, als er in der evangelischen Kirche in Greifswald auf der Orgel spielen konnte – in Bratislava hatte er sich nicht getraut, öffentlich zu spielen.

Ich war bei meinem Studium wählerisch. Ich interessierte mich für zeitgenössische slowakische, tschechische, englische, amerikanische, südamerikanische, französische, deutsche, aber auch für österreichische und russische Literatur, und ein zweites Mal hatte ich Glück – es gab einen Hauch von besseren Zeiten dank der Kafka-Konferenz in Liblice. Kafka, aber auch andere interessante Autoren, begannen allmählich auf Tschechisch, weniger auf Slowakisch zu erscheinen, wir standen die ganze Nacht vor dem Antiquariat, nach der tschechischen *Světovka* (die Zeitschrift *Světová literatura* [Weltliteratur] – Anm. d. Übers.) entstand die Zeitschrift *Revue svetovej literatury* [Revue der Weltliteratur], in der ich die ersten kurzen Texte von Joseph Roth übersetzte, in der Monatszeitschrift *Mladá tvorba* [Junges Schaffen] war der Germanist Peter Hrivnák Chefredakteur, dort übersetzte ich mit Ján Štrasser die erste kleine Auswahl expressionistischer Gedichte, aber es dauerte noch zwanzig Jahre der Normalisierung und zehn Mečiar-Jahre, bis es zu einer Buchanthologie der Expressionisten kam, selbst noch damals hatten die Verleger Angst, vielleicht nicht mehr vor dem Expressionismus, sondern vor unseren Namen.

Damals begannen Ján Štrasser und ich mit dem Aufbau dessen, was ich ein Übersetzungsprojekt der deutschen Lyrik nannte. Am Anfang durften wir nicht für Verlage übersetzen, denn nach 1970 galt der Grundsatz: „Nur wer eine Übersetzungsgenehmigung hat, darf übersetzen, nur wer sich durch veröffentlichte Übersetzungen ausweist, kann eine Genehmigung bekommen.“

In den 80er Jahren lockerte sich das Regime ein wenig, wir übersetzten Gedichte von Johann Christian Günther, dann Günter Eich, Ingeborg Bachmann, Bertolt Brecht und eine Auswahl von DDR-Lyrik, alles dank RedakteurInnen, die das wagten – Perla Bžochová, Dana Lehutová und Lubomír Feldek. Und Frau Ferková, die mich im Verlag *Mladé letá* in der Edition *Pradávné příběhy* [Uralte Geschichten] die Faustthematik, basierend auf Volksbüchern, verarbeiten ließ.

Nach 1989 wurden eine Auswahl von Balladen und eine Anthologie expressionistischer Lyrik veröffentlicht, eine Auswahl des Dadaismus wurde vorbereitet und wir übersetzten den deutschen

Teil der Anthologie *Stredoeurópska moderna* [Mittleuropäische Moderne]. Wir haben auch einen Teil von Goethes Lyrik, Übersetzungen von Gottfried Benn, Peter Huchel und Paul Celan nicht vermieden. Außerdem übersetzten wir gemeinsam Theaterstücke von Goethe und Heinrich von Kleist, sowie *Die letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus – wohl der Höhepunkt unserer gemeinsamen Übersetzungstätigkeit –, Hugo von Hofmannsthal, Bert Brecht, Gerhart Hauptmann bis zu Thomas Bernhard und Heiner Müller.

Zu meinen Erfahrungen als Germanistikstudent gehörten die Kartoffelbrigaden in der DDR. Das war in der Zeit nach dem Bau der Berliner Mauer, der Karibikkrise und John F. Kennedys berühmtem Satz „Ich bin ein Berliner“. Er sagte es mit einem unnachahmlichen amerikanischen Akzent und war, um die Wahrheit zu sagen, eher ein Westberliner, aber das hinderte uns nicht daran, auf diesen Kartoffelbrigaden, mit Blick auf die Mauer und den Berliner Checkpoint Charlie, zusammen mit den marxistischen Philosophielehrern, die uns begleiteten, über das Komende zu spekulieren. Was kam, war sowieso anders. Als ich dann die Lyrik der DDR übersetzte, war mir klar, was die Zeile des ostdeutschen Dichters über die Berliner S-Bahn und die Menschen, die sich auf der Friedrichstraße auf alle drei Seiten der Welt verteilen, bedeutete.

In den Jahren 1966 und 1967 gab es erstmals die Möglichkeit, sich für einen Studienaufenthalt in Deutschland zu bewerben. Zuerst gingen 1966 einige Kommilitonen in die DDR, nach Greifswald, ich war kein großer Reisender, sondern ein Anhalter, aber ein Jahr später bewarb ich mich um ein DAAD-Stipendium in Tübingen. Ich wusste nichts darüber, aber der ASTA in Tübingen hatte eine Partnerschaft mit dem ČSM der Philosophischen Fakultät der Comenius-Universität. Das war das dritte Mal in meinem Leben, dass ich Glück hatte. Tübingen ist eine wunderschöne Universitätsstadt, am Hölderlinturm hängen Zweige trauriger Weiden über den Neckar, Studenten stoßen sich auf Booten mit Stangen über das stille Wasser des Neckars ab, schippern am Turm vorbei, wo Hölderlin die Jahre 1807–1843 in der Isolation verbrachte, und als er nach etwas gefragt wurde, zu dem er weder JA noch NEIN sagen konnte, erfand er für beides das Wort Pallaksch.

Ich habe drei Semester in Tübingen verbracht. An der Universität erlebte ich die Vorlesungen von Jens und Bausinger, im Keller des SDS hörte ich den fast blinden Ernst Bloch reden, in der Aula der Universität Kafkas Freund Max Brod, der seine Manuskripte rettete, auf dem Platz und an der Universität erlebte ich die Proteste der deutschen Studenten, mit denen ich dann den Mai 1968 in Paris verbrachte. Ich war von der neu gegründeten Universität in Konstanz fasziniert, die in einer gotischen Kathedrale siedelte.

Ich wohnte in einem gemischten Wohnheim, wir kochten gemeinsame Abendessen, jeden Tag jemand anderer. Auch das war meine Universität. Es gab französische Soldaten in Tübingen, wir hatten Gauloises aus der Kaserne zu einem vergünstigten Preis. Während des Semesters habe ich in einer kleinen Ziegelei gearbeitet, es war Frühkapitalismus mit der Schaufel in der Hand, aber im Sommer habe ich dann mit einem Kommilitonen aus Bratislava, dem Musiker Paľo Landau, in Sindelfingen Mercedes-Sterne verpackt und davon geträumt, ältere Autos zu kaufen und – natürlich mit Frauen – um die Welt zu fahren.

Paľo kam nach Tübingen nach den Verhandlungen in Čierna nad Tisou, er sagte, es sei gut gelaufen, aber er kenne die Russen nicht. Nichtsdestotrotz nahm er alle seine Dokumente und seinen Lüster-Abschlussantrag aus Bratislava mit und reiste nach dem 21. August nach Israel ab. Ich erwog, mein Germanistikstudium in Tübingen abzuschließen und in Asien als Deutschlehrer zu arbeiten; damals gab es noch viele offene Angebote und einen wachsenden Kult um asiatisches Essen. Aber ich kehrte mit Marta, die von einem befristeten Job in England über Tübingen nach Bratislava reiste, zurück, träumte ich doch noch auf Slowakisch, erst viel später begann ich auf Deutsch zu träumen. Tübingen hat mich dann die nächsten zwanzig Jahre über Wasser gehalten.

An der Tübinger Germanistik habe ich mich mit meinem Pädagogen Jürgen Hauff und seiner Familie angefreundet. Sie lebten im nahe gelegenen Gomaringen, Susanne unterrichtete an der örtlichen Grundschule, wobei sie die Schüler je nach Lernfortschritt versetzte; es war die Zeit der

Schulreformen in Deutschland, sowohl in seinem als auch in ihrem Fall. Auch das gehörte zu meinem Germanistikstudium. Die Hauffs haben uns dann in der Slowakei besucht, auch in den schlimmsten Zeiten der siebziger und achtziger Jahre, sie haben Alta und mir das Sternwandern beigebracht, unsere Freundschaft hält bis heute, das letzte Mal waren wir zusammen im Museum Danubiana.

Ich weiß nicht, ob all dies als Teil des Germanistikstudiums an der Philosophischen Fakultät in Bratislava angesehen werden kann, aber für mich ist es eine lebenslange Geschichte, und Jahre später wird mir klar, wie ein Nebenfach an der Fakultät zu meinem lebenslangen Interesse wurde. Es begann mit der freien Wahl der Germanistik, die von einer Reihe von Zufällen begleitet war. Ich kehrte in die einsetzende Normalisierung zurück, schloss das Studium ab, wurde als Verlagsredakteur beim SMENA-Verlag eingestellt, Jano Štrasser zog mich zur Monatszeitschrift *Mladá tvorba* [Junges Schaffen], *Mladá tvorba* wurde verboten, ich fand mich in Nitra an der Pädagogischen Fakultät unter Anton Popovič wieder, und Germanistik war wieder dabei. Ich habe praktische Übungen in Deutsch unterrichtet, dann auch deutsche Literatur, ich habe die innere Emigration an der Germanistik versucht, schließlich bin ich zur Slowakistik gewechselt, aber das Herzstück war die Arbeit im Kabinett für literarische Kommunikation. Peter Hrivnák arbeitete bereits damals an der Germanistik in Bratislava, wir überlegten, wie wir zusammenarbeiten könnten, er war einfallsreich und erfinderisch, aber sein Herz versagte. Zuerst wollte ich es nicht glauben, es war schrecklich schade. Am Ende sind mir nur noch ein paar Bücher aus seiner hochwertigen Hausbibliothek geblieben.

Ich verließ Nitra, weil ich nicht mehr weiter konnte, es war eine schreckliche, demütigende Schikane, aber ich hatte wieder Glück, denn ich fand mich als Fachmitarbeiter am Institut für Literaturwissenschaft in Bratislava wieder, wir führten lange Gespräche mit František Miko, Oskar Čepan, Milan Šútovec, später mit Gleichaltrigen, mit Valér Mikul und mit Jüngeren, Fedor Matejov, Maša Kusá, mit deren Vater Ivan wir *Preferans* gespielt haben, mit Marcela Mikulová, Jelena Paštéková, Libuša Vajdová, Eva Jenčíková, René Bílik, Zora Prušková, aber das ist schon eine andere Geschichte.

Nach 1989 hatte ich wieder Glück. 1994 schrieb mir die deutsche Slowakistin Ute Rassloff, die in Bratislava bei Ján Števíček studiert hatte und uns kurz vor 1989 am Institut für Literaturwissenschaft gefunden hatte, dass an der Humboldt-Universität zu Berlin eine Professur für Westslawistik und Kulturgeschichte ausgeschrieben sei und ich mich bewerben solle. Sie schickte mir Fragebögen, und als ich lange Zeit nichts tat, schrieb sie mir mit mehr Nachdruck, so dass ich mich aufrappelte, zum Bewerbungsgespräch ging und ein Berliner Professor deutschen Typs wurde. Damit schloss sich in unserer Familie der Bogen zu meinem Onkel Igor. Es waren beruflich meine besten fünfzehn Jahre, aber das alles lag nur daran, dass ich 1963 zufällig Germanistik als Nebenfach wählte. Eigentlich wurde ich unter einem Glückstern geboren.

Übersetzung aus dem Slowakischen: Tajana Hevesiová